

Bericht zur Exkursion nach Bahia, Brasilien im Juli 2025

Verfasserin des Berichts: Hannah Mühlparzer

Brief von Don Quijote an Sancho Panza

Lieber Sancho,

wie du weißt, versuche ich stets, mich durch die Tapferkeit meines Arms und meines Schwertes Schärfe in sämtlichen bis jetzt entdeckten Teilen des Erdenrunds, jetzt aber gerade vor allem in Brasilien, berühmt und allbekannt zu machen. Nach den bestandenen Abenteuern in Feira de Santana, Cachoeira, Lençóis und Monte Santo machte ich mich auf den Weg nach Canudos. Es mochte um die Mittagsstunde gewesen sein, als ich erstmals schemenhaft eine Besiedelung am heißen Horizont ausmachen konnte. Optisch etwas mitgenommen von dem Ritt (Bart und Haare waren mir auf der Reise schon ganz lange geworden) erreichte ich etwas später in der sengenden Hitze die Stadt. Ich war gerade abgestiegen und hatte Rosinante an einem kleinen Strauch festgebunden, nicht weit von den Marktständen entfernt, wo sich geschäftiges Treiben bot, als ein Viehhirte auf mich zuing und rief: „Ei, zum Henker!“ Er schlug sich zweimal gegen die Stirn, schüttelte seinen Kopf, sperrte die Augen weit auf und rief erneut: „Ei, zum Henker! Ist es zu glauben? Seht mal, der Conselheiro ist wieder da! Kommt alle zusammen, der Conselheiro ist wieder da!“ Rasch versammelten sich rund zwei Dutzend Männer, Frauen und Kinder in einem Halbkreis um mich und forderten mich auf: „Sprich zu uns, Conselheiro, sprich zu uns!“

Würdest du dieses Abenteuer begleitet haben, lieber Sancho – du hättest gefragt, ob Mittagshitze und Zauberwesen das Hirn wirklich so erweichen können, um Don Quixote und den Conselheiro zu verwechseln. So aber war ich allein, und die erwartungsvollen Blicke der einfachen Menschen gaben mir das Selbstvertrauen, das nötig war, um große Brocken poetisches Kleinod auf meine Zunge zu hieven und mit gespitzten Lippen, zuerst zaghaft, dann mutig, folgende Verse aufzusagen:

*Im mageren Schatten des Mandacari,
steht vor euch Don Quixote,
und ihr hört ihm zu:*

*Aus La Mancha komm ich,
einer kargen Gegend wie die eure,*

*nur etwas weiter nördlich
unter der Himmelsbläue.*

*Nur wenig Bücher ließen mir Pfarrer und Nichte,
eines von Euclides da Cunha, so erfuhr ich eure Geschichte.*

*„Monarchisten!“, „Sklaven!“, „Christen!“,
nannten sie euch, als sie Kriegsfahnen hissten.*

*„Tapfere Ritter“ sollte man euch stattdessen rufen,
als Volk, das nach Gerechtigkeit muss suchen.*

*man suchte euch heim, ihr hieltet nach Freiheit Ausschau,
oho, stolze Bewohner des Sertão.*

*man suchte euch heim, ihr hieltet nach Freiheit Ausschau,
oho, stolze Bewohner des Sertão.*

Aber noch bevor ich vom edlen Lobgesang zu den weisen Ratschlägen übergehen konnte, wie ich annahm, dass sie von einem Conselheiro erwartet wurden, begann der Soundcheck der nahegelegenen Literaturmesse. Illustre Professoren betraten das Podium, räusperten sich in die Mikrofone, und die Lautsprecher fingen an, hohe, schrille Töne von sich zu geben. Die Menschenmenge, alarmiert von der Kakophonie elektronisch verstärkter Sprechversuche, verteilte sich in alle vier Himmelsrichtungen.

So gut kenne ich dich, lieber Sancho, dass ich weiß, dass du dir beim Lesen dieser Stelle gerade die Ohren zuhältst und dich gar nicht mehr fragen wirst, wie es mir weiter in Canudos erging. Ich werde den Brief deshalb mit der Schilderung einer heitereren Begebenheit fortsetzen.

Es trug sich nämlich zu, dass ich nach langer Wanderung von Canudos über Monte Santo nach Salvador zurückkehrte und abends, beim Eintreffen in der Stadt, fröhlichen Klängen bis zu einer Bühne am Meer folgte. Jazzmusik läutete dort die Dämmerung ein und wo Seefahrer früher noch große Saveiros wagemutig durch die Allerheiligenbucht kreuzten, ruhten an diesem Abend kleine bunte Ruderboote unweit vom Strand.

Im Einklang mit Rhythmus und Melodie wiegte ich sanft meine Hüften zur Musik. Nur bei der Rüstung – die feuchte Meeresluft hatte dem Rost noch etwas zugesetzt – klapperte ein Stück Blech ein wenig an das andere und hie und da quietschte eine lockere Schraube. (Kleine Unannehmlichkeiten meiner sonst sehr zeitlosen Tracht). Es dauerte nicht lange, da drehte sich ein junger Mann verstohlen zu mir um und sagte zu seinen Freunden: „Seine Rüstung! Sie glitzert im Mondlicht wie das Haar Iemanjas auf den Wellen!“ „Psst“, wies ihn sein Freund zurecht, „der scheint mir auf Krawall gebürstet! Bestimmt ein Sohn Ogums...“. Ich aber kümmerte mich nicht darum, ließ meinen Blick über die schimmernden Meereswogen hin zur Lichtquelle wandern und was ich dort sah, muss das unerhörte Meisterwerk des Teufels und seiner Handlanger sein: Lag die Mondsichel doch tatsächlich verkehrt! Statt vertikal einen Halbkreis zu spannen, breitete sie ihren Schein von links nach rechts aus. Eine Irrung, die mich mehrmals den Kopf von links nach rechts neigen ließ.

„Werte Studierende, welch üblen Streich spielt man euch in eurem Lande, dass bei euch der Mond am Boden liegt?“, fragte ich die Leute vor mir. Die Studierenden sahen mich überrascht an, während in mir schon Abenteuerlust und Wut zu brodeln begannen.

Ich wies mit meiner Lanze in Richtung des verdrehten Mondes und erklärte, mit der Kraft des mir eingebildeten Wissens, dass es nur wieder die Riesen sein könnten, die es fertigbrächten, ein derartig großes Himmelsgestirn zu bewegen, zur Täuschung aller, vor allem aber der Seefahrer und der fahrenden Ritter, die bei der Eroberung von Herzen und Kontinenten von den Elementen am Firmament Weisung und Richtung erhalten. Der Helm des Mambrin diene mir zur Demonstration der richtigen, nämlich senkrechten Stellung der Mondsichel und zur Illustration diverser kosmischer Umlaufbahnen, ob jener der Erde um die Sonne oder der Sonne um die Erde weiß ich nicht mehr so genau, man kommt da heutzutage ja oft durcheinander.

Der Beifall der jungen Leute, der auf meine Ausführungen folgte, war überwältigend. Münzen fielen in großer Zahl in meinen Helm und lobende Bemerkungen meiner Zuschauerschaft gaben mir zu erkennen, dass sie meinen Auftritt für Improvisationskunst hielten statt einer physikalisch exakten Rekonstruktion der Ereignisse und sie ganz der Mondtäuschung verfallen waren. So ist's, lieber Sancho. Sie machten sich nichts aus solchen Verzauberungs-Geschichten, ließen sich nicht darüber in Harnisch bringen oder ärgern und die Freiheit und Schönheit, die darin lag, Täuschungen auf so gutgläubige Weise zu verfallen, rührten mich zutiefst.

Sei aber nicht traurig, mein lieber Knappe Sancho – nicht über die Schieflage des Mondes hier in Brasilien noch über das Fortgehen deines Don Quijotes. Denn nun erfährst du noch den wahren Grund, der mich zu dem Schritte bewog, eine Reise ohne dich anzutreten. Es ist nämlich kein geringerer als dich, Gefährte – Freund! – Sancho, für deine treuen Dienste zu entlohnen, dir eine Insel zu schenken, der du, mit Lorbeer bekränzt, nicht nur als Gouverneur, sondern als König vorstehen kannst. Morgen schon besteige ich das Schiff nach Itaparica, und was sich dort zutragen wird, wird im nächsten Brief berichtet werden, nebst anderen erzählenswerten Dingen.

In ergebenster Freundschaft,
dein Don Quixote.

PS: Mit der Sprache komme ich mittlerweile ganz gut zurecht, nur Rosinante erweist sich als resistent. „Rosinatschi!“ „Rosinantschi!“, rufen sie. Aber der Name, der in dieser Sprache beinahe wie eine Liebkosung klingt, prallt ab an seinem ledernen Fell und verklingt im Peitschenhieb seines schütterten Schweifs.